In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 51. Posen, den 24. August 1927. Nr. 51.

Krasputin
der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

27. Fortsetzung.

Sie fuhren im Aufzug zusammen nach oben. Ein Diener riß vor dem Marquis eine Tür auf. Der Spanier ging durch sein Zimmer hinüber zum hinteren Vorhang und sprach schnell nach innen. Dann winkte er Krasputin, näherzukommen.

„Ich bringe Herrn Krasputin —" sagte er leise wie zu einem Kinde.

Der Russe stand vor einem niedrigen Diwan und sah in zwei nachtschwarze, traurige Augen. Er fühlte den Druck einer Hand, deren duftende Haut seine Sinne erregte. Ein Zittern lief über den Leib der Marquise, als er ihre Hand nahm. Ihr Gatte bemerkte es und zog ihr eilig den Schal um die Schulter.

Die junge Marquise ließ keinen Blick mehr von dem Russen. Ein träumender Glanz brannte in ihren Augen. „Sie kamen nach Rom, nur um mich hier zu heilen?" frug sie traurig lächelnd. „Mein Gatte erzählte mir soviel von Ihnen. Wie ist das nur möglich, daß Sie Wunder tun?"

Er streichelte mit seinem Blick ihre Arme, die sie wohlig einzog.

„Ich tue kein Wunder. Und kann auch Sie selbst, Frau Marquise, nicht heilen."

„Wie?" frug sie enttäuscht mit verwunderten Augen.

„— weil Sie ganz gesund sind. Ihr Kranksein ist Irrtum. Was man Wunder nennt, ist nichts als meine Gabe, die Menschen zu lehren, daß sie ganz gesund sind. Sie m ü s s e n ja krank werden in diesem Zimmer! Dort draußen ist Sonne und lachendes Leben!"

Er zog schnell den seidenen Vorhang zur Seite und griff nach dem Fensterkreuz, um es zu öffnen.

„Nicht! Nicht!" rief besorgt der Marquis, seinen Arm ängstlich haltend.

„So laß doch, Alfonso!" kam es froh vom Diwan. „Ich fühle ja, wie mir die Sonne so wohltut! Sieh doch nur, wie seltsam Herrn Krasputins Augen im Sonnenlicht leuchten! So blau wie die Adria."

„Maud!" mahnte zärtlich ihr Gatte und lächelte zu ihrem Eifer. „Sie ist noch ein Kind!" meinte er zu dem Russen. Er schaute beglückt nach der Gattin hinüber. „Ich sah sie seit Monaten nicht mehr so lebhaft. Du hast etwas Röte, Kind, in deinen Wangen. Da, steh dich im Spiegel!"

Sie nahm den Kristallspiegel und strich sich langsam das kurze, gekräuselte Haar in den Nacken. Es ging wie ein Strahlen aus von ihren weißen, geäderten Händen. Es war Krasputin, als berührten ihn selbst diese streichelnden Finger. Er fühlte die Süße tief in seinem Blute.

„Jetzt wissen Sie also, daß Sie ganz gesund sind, nicht wahr, Frau Marquise?" brach er schnell das Schweigen und setzte sich wieder. Er hielt ihre Blicke mit werbendem Ausdruck. Es war ihr, als sinke sie in diese Augen wie in blaue Wellen. Sie streckte die Arme wie suchend ins Leere und lehnte sich müde zurück in die Kissen. Ein glückliches Lächeln verschönte ihr junges, madonnenhaft reines, entzückendes Antlitz. Sie schlummerte ruhig . . . Der Russe gab leise dem Gatten ein Zeichen. Sie gingen ins andere Zimmer hinüber. Der Spanier drückte ihm dankbar die Hände.

„Ich hoffe! — Ich glaube! — So war sie noch niemals. Ach, wenn sie gesund wird . . .!"

„Sie ist es schon heute," erklärte der Russe. „Wir haben jetzt nur noch die Folgen der falschen Behandlung zu heilen. Ich werde wohl acht Tage hierbleiben müssen."

„Nur acht Tage?" frug der Marquis ganz erschrocken. „Nicht bis sie geheilt ist?"

„Sie wird dann geheilt sein. Sie wird morgen früh schon gekräftigt erwachen und eine Spazierfahrt mit mir machen können."

„Unmöglich! Ihr Zustand —"

„. . . ist ganz ausgezeichnet! Ich bitte, das der Frau Marquise bei jeder Gelegenheit selbst zu versichern. Es fördert die Heilung. Am Abend wird die Frau Marquise erwachen und dann nach mir fragen. Ich darf wohl ersuchen, dann nach mir zu schicken."

Mit kurzer Verneigung ging er aus dem Zimmer.

Marquis Contiflor schlich beseligt zum Vorhang und lauschte beseligt dem kräftigen Atem der Gattin. Er hob seine Hände gefaltet nach oben.

„Madonna, hilf, daß sie wirklich gesund wird!"

*

Krasputin hatte nicht zuviel versprochen. Der Zustand der Kranken wich vor seinen Augen wie giftiger Nebel, den Sonne durchleuchtet und frischer Wind fortjagt. Die erste Spazierfahrt, zu der der Marquis nur mit großer Besorgnis zu haben gewesen, entschied den Erfolg schon. Die junge Frau kam wie verwandelt nach Hause und schlief glücklich ein, um gestärkt zu erwachen. Der ernste Marquis wurde lebhaft vor Freude beim Anblick der Kranken und sprach Krasputin immer neu seinen Dank aus.

Der Russe nahm ihn ganz diskret auf die Seite.

„Bei weiteren Ausflügen, die wir noch machen, empfehle ich, die Frau Marquise allein mir zu überlassen. Ganz offen gesprochen, — sie braucht nur die Sonne, braucht Jugend und Heiterkeit und etwas — Freude. Sie sind stets sehr ernst, Herr Marquis."

„Ich verstehe."

Sein Auge war traurig, doch gab er sich Mühe, gelassen zu scheinen. „Es ist wohl der Unterschied in unseren Jahren. Sie ist ja erst neunzehn."

„Wenn ich also bitten darf — — N a c h den sechs Tagen, die ich dann noch hier bin, wird sie Ihren Ernst schon viel leichter empfinden."

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie alle Sorge allein tragen wollen. Ich werde bemüht sein, selbst heiter zu werden."

Ein trauriges Lächeln verschönte sein Antlitz.

Seit diesem Gespräch blieb der Russe allein mit der

jungen Marquise, die er zweimal täglich zur Autofahrt holte, sofern sie nicht auf dem Hotelbalkon lagen, zu dem nur das Raunen der uralten Bäume, vermischt mit dem Rauschen des Tibers hinaufklang.

Die junge Marquise fragte nie nach dem Gatten. Sie lebte nur noch für die sonnigen Stunden mit Krasputin. Ohne sich schuldig zu fühlen. Es war ein Erwachen, ein seliges Atmen in Gärten der Freude, ein ewiges Träumen vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen . . .

Vor Krasputin wuchs diese Frau erst zum Weibe, obwohl sie schon einmal fast Mutter geworden. Der Russe sprach niemals zu ihr von der Krankheit. Er plauderte mit seiner klingenden Stimme, in der alles Fühlen stets unsichtbar mitschwang, von Wundern der Erde, die er nur geträumt hatte, aber doch stets so erzählte, als ob er sie selber erlebt haben könnte. Und immer wob sich sein Erleben um Schönheit. Um Schönheit des Lebens, um Schönheit des Weibes. Im Mittelpunkt stand immer Eines: die Liebe . . .

Sie hörte ihm zu mit geröteten Wangen. Die glänzenden, zärtlich verschleierten Augen zum Himmel gerichtet, der wolkenlos blau auf sie beide herabsah. Und wenn er verstummte, bat sie ihn durch Fragen, doch weiter zu sprechen. Sie durstete nach diesem pulsenden Leben, das sie in Madrid oder in Barcelona bisher nur durch trennende Gitter erlebte. Das an ihr vorbeizog als blutloser Schatten. Doch das in ihr lebte, ihr Blut brennen machte in einsamen Nächten. Nach dem ihre Seele schrie in ihrer Ehe . . .

Sie dachte nicht an die Gefahr dieser Träume, in die sie von Krasputin eingeführt wurde. Sie wußte nur eins — ihre Jugend, ihr Sehnen, das Glück, das sie neben dem Russen belebte und das wieder fortzog, wenn er fern von ihr war.

Sie wehrte sich gar nicht, als er sie umarmte. Es war ihr, als sei das nur eine Erfüllung längst fälligen Schicksals. Sie nahm seine Liebkosung ohne Besinnung, als werfe sie sich in den Strom, der sie mitriß. Ihr junger Leib zitterte in seinen Armen und trieb ihn zu immer wilderen Küssen.

Den alten Marquis traf sie nur bei der Mahlzeit. Er sah den Erfolg, den der Russe erzielte, und dachte zu vornehm, um ihm zu mißtrauen. Die leichte Entfremdung und Scheuheit der Gattin nahm er noch als Folge entschwundener Krankheit.

Am achten Tag bat Krasputin um Entlassung. Ein Telegramm rief ihn zurück in die Heimat. Der Spanier drückte ihm dankbar die Hände.

„Sie gaben mir mehr als das eigene Leben! — Was sagt meine Gattin?“

„Ich werde sie noch diesen Nachmittag sehen und sie vorbereiten. Das Weitere liegt dann ganz in Ihren Händen.“

„Ich will wieder jung werden . . .“ sagte der Alte. „Es fehlt ihr, — ich weiß es. Wann fahren Sie?“

„Morgen. Sofort nach dem Frühstück.“

„Sehr schade. Dann wird meine Frau ganz allein sein. Ich muß selbst am Mittag hinüber nach Nizza. Wenn auch nur zwei Tage.“

*

Krasputin saß in dem D-Zug nach Mailand. Er sah ohne Anteil hinaus auf die Landschaft, die blühend vorbeiglitt. Er war in Gedanken noch immer in Rom, bei der jungen Marquise. Der Duft ihrer Haut, ihres nachtschwarzen Haares lag ihm noch im Blute.

Wie konnte er abreisen, ohne dies herrliche Weib zu besitzen, das ganz ihm gehörte, wenn er sie nur ansah! Das sich ihm in jedem Blick schrankenlos hingab und nur in ihm lebte!

Er fluchte den Umständen, die ihn gehindert. Der steten Umgebung der vielen Bedienten und fremden Spione, die jeden Schritt in dreister Neugier belauert. Nur kärgliche Stunden vertrauten Alleinseins, gestohlene Küsse beim Abschied im Zimmer, wenn draußen schon Gatte und Personal harrten. Nur heimliche Worte und glühende Blicke, die toll machten vor unerfülltem Begehren. Sonst nichts . . .

Und der Nachmittag vor ihrer Trennung! . . . Er lebte ihn nochmals in seinen Gedanken. Sie saßen zusammen, dicht vor der Balkontür. Drüben der Tiber, — den Gartenschirm über sich gegen die Sonne. Die Schwüle lag bannend und süß in den Gliedern. Sie hatten geschwiegen wie in banger Ahnung.

„Morgen werde ich fahren, Maud!“ sagte er leise. „Man braucht mich zu Hause.“

Sie regte sich nicht, gab noch nicht einmal Antwort. Nur aus ihren schönen, tiefleuchtenden Augen rann langsam die Träne zum Busen hinunter . . .

Es war wie ein Wirbelsturm in ihm gewesen beim Anblick der Tränen. Er kannte sich nicht mehr. Er warf sich der jungen Marquise zu Füßen, umklammerte ihre aufreizenden Knie und preßte den Kopf rasend in ihre Schenkel. Dann riß er sie an sich in letztem Begehren, fast sinnlos vor Sehnsucht, und trank ihre stöhnenden, stammelnden Küsse.

Da hörte er Schritte im hinteren Zimmer. Sie hatten kaum Zeit, ihre Haare zu ordnen, sich wieder zu setzen. — Sie spielten Komödie vor ihrem Gatten, der freundlich hinzukam, um Krasputin nochmals für alles zu danken und Abschied zu nehmen. Er blieb diesmal bei ihnen, sprach von Madrid und vom spanischen König, von Staat, Politik und den Freuden des Stierkampfs . . . und fühlte nicht, wie sich zwei Seelen umarmten in brünstiger Liebe. Wie neben ihm Jugend nach Jugend verlangte und weinend vor Sehnsucht ein Liebeswort formte, wenn zitternde Lippen kühl antwortend sprachen . . .

Ein Handkuß an Maud, — der Marquis an der Tür, . . . so war endlich abends sein Abschied gewesen!

In Krasputins Blut sang ein Lied der Zigeuner der russischen Heimat. Ein Lied weher Sehnsucht und blutiger Liebe. Er dehnte sich stöhnend im Polster des Wagens.

„Maud!“ sagte er leise und griff in die Luft, als sei dort die Geliebte. — Ein Nebel lag auf seinen Augen. Er hörte den Herzschlag. Ein schwarzes, in Tränen tief leuchtendes Auge sah auf ihn hernieder. Dann war ihm, als höre er wieder die Stimme des alten Marquis: „Dann wird meine Frau ganz allein sein. Ich muß selbst am Mittag hinüber nach Nizza. Wenn auch nur zwei Tage . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kapitän.

Von Chr. Engelstoft.

Es war auf dem Bahnsteig von Korsör.

Der Abendzug von Kopenhagen brauste in die Station und hielt. Der Kapitän, der Marineoffizier war, führte immer das Postboot nach Kiel. Die Geschichte ist länger her. Der Kapitän seufzte. Korsör ist ein schreckliches Nest und Kiel — Gott ja — die ganze Route —

„Guten Abend, Herr Kapitän.“

Er wandte sich um. Vor ihm stand eine sehr elegante, gut gewachsene Dame, jung, hübsch . . .

„Aber nein, kennen Sie mich denn nicht?“

„Guten Abend, Fräulein Blide,“ sagte er gedehnt, wie man zu sprechen pflegt, wenn man seinen eigenen Augen nicht recht trauen will. Harriet Blide war eine der hübschesten Kopenhagnerinnen, auch die reichste, zugleich auch die kälteste, hochmütigste — einzige Tochter, was konnte sie schließlich dafür. Er hatte sie immer, so weit das möglich war, gemieden.

„Premierleutnant Gabrielsen hat mir erzählt, daß Sie das Schiff nach Kiel führen. Wir wußten gar nicht, wo in aller Welt Sie geblieben waren. Würden Sie mir nicht einen unsagbar großen Gefallen tun?“

Der Kapitän verneigte sich, beugte den Kopf ganz tief: „Es soll mir eine Ehre sein.“

„Wollen Sie meine Handtasche tragen?“

„Mit Vergnügen.“

„Ich sah Sie gleich, als ich vom Zug sprang. Ich bin auf dem Weg nach Paris. Ist das nicht herrlich für mich? Drei Monate werde ich von Hause fort sein. Mein Onkel und seine Familie nehmen mich in Hamburg in Empfang. Bin ich nicht mutig, daß ich allein so weit reise? Warum sehen Sie mich denn so an? Findet man mich etwa aufdringlich? Ehrlich gesprochen, freue ich

mich riesig, Sie zu kennen — werden Sie auch noch Kapitän des Kieler Schiffes sein, wenn ich wiederkomme?“

„Ja.“

„Würden Sie mir bei meiner Rückkehr einen anderen großen Dienst erweisen?“ Sie neigte den Kopf etwas kokett auf die Seite. Wie waren ihre Augen doch hübsch!

Er kannte sie gar nicht wieder.

An Bord begab sich Fräulein Blide gleich in ihre Koje. Alle Passagiere wurden seekrank.

Der Kapitän verweilte die ganze Nacht auf der Kommandobrücke. Am nächsten Morgen verabschiedete sich Fräulein Blide mit bleichem Gesicht.

„Ich treffe Sie also bestimmt wieder, wenn ich zurückreise. Und — Sie dürfen wirklich nicht vergessen daß Sie mir versprachen, mir einen großen Dienst zu erweisen?“ Sie lächelte vielsagend.

„Nein,“ sagte er etwas feierlich.

Seitdem dachte der brave Kapitän an Fräulein Blide und ihr Lächeln — ihre Augen.

Sie überraschte und erfreute ihn häufig mit Postkartengrüßen aus der Weltstadt. Er begriff sie gar nicht. Gewiß — er wußte aus Erfahrung, daß er gut aussah. Aber er war doch der ärmste Offizier der Marine und entstammte einer sehr bürgerlichen Familie. Oft ertappte er sich bei dem Gedanken: „Was mehr kann ein armer dänischer Offizier gewinnen als das reichste Mädchen, das obendrein eine Schönheit ist?“

Da kam eines Tages die Nachricht, daß sie käme.

Auf dem Bahnhof in Kiel nahm er sie in Empfang und reichte ihr einen schönen Blumenstrauß.

„Guten Tag!“ jubelte sie geradezu. „Erinnern Sie sich auch, daß Sie mir versprachen, mir einen großen Dienst zu erweisen?“

Ja! Ja!“ Jetzt war die Reihe an ihm zu lachen. Er griff sofort, als Kavalier, nach ihrer umfangreichen Handtasche, während die Zollbeamten ihre großen Koffer untersuchten.

„Paris ist wunderbar,“ sagte sie.

„Sie können von mir verlangen, was Sei wollen,“ versicherte er ihr aus einer plötzlichen Eingebung.

Sie zwitscherte süß: „Passen Sie gut auf meine Handtasche auf, Herr Kapitän.“ — Als Sie an Bord waren, ging sie in Ihre Koje. „Ich habe nicht vergessen, wie grauenvoll Ihr Schiff rollt, Herr Kapitän.“

Diese Nacht nun rollte das Schiff gar nicht.

Der Kapitän sagte zu sich selbst, als er auf der Brücke stand:

„Wir dänischen Marineoffiziere sind einfach dazu gezwungen, uns reich zu verheiraten. Und — wenn das Glück es nun gerade so fügt, daß wir das reiche hübsche Mädchen auch lieben . . .“

Am Morgen sandte er ihr Blumen. Er begleitete sie ständig und trug ihren Handkoffer und sonstige Bagage durch den Zoll. Es ist ja so lästig für eine Dame, vom Zollbeamten kontrolliert zu werden. Dann stand sie in ihrem Wagenabteil und er auf dem Trittbrett. Er reichte ihr den Handkoffer.

„Danke!“ sagte sie und sah zögernd und ernst in sein Gesicht, so wie er sie aus früherer Zeit in Erinnerung hatte:

„Tausend Dank für die herrliche Reise und den großen, großen Dienst, den Sie mir erwiesen haben.“

„Dienst?“

Jetzt lachte sie stolz: „In meiner Handtasche befinden sich das wunderbarste Seidenzeug und unbeschreiblich schöne Spitzen, sage ich Ihnen, sie ist doch auch sehr schwer?! Auch Schmucksachen mit herrlichen Edelsteinen sind darin. Denken Sie nur, dank Ihrer Hilfe habe ich die Zollbehörde betrogen, ich sage Ihnen, mindestens um vierhundert dänische Kronen. Ist das nicht wundervoll?“

Der Kapitän wußte eigentlich nicht genau, ob er vom Wagentritt herabstieg.

„Fertig!“ Der Kondukteur warf die Wagentür zu. Die Perronglocke läutete. Der Zug pfiff. Der Führer gab sein Signal. Der Zug fuhr.

Sie winkte und winkte ihm zu. Er winkte nicht wieder, und er wußte genau, daß es der brennende Zorn war, der seine Wangen mit flammender Röte übergoß . . .

(Aut. Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Neukaledonische Hochzeiten.

Bilder aus einer französischen Verbrecherkolonie.

Von Geh. Rat Dr. Robert Heindl.

Wenn ein Sträfling, des einsamen Lebens müde, sich eine Lebensgefährtin zu nehmen gedachte, richtete er einen Antrag an die Behörde. War er gut angeschrieben und hatte man gerade Damen disponibel, so erhielt er die Erlaubnis faire parloir. Er begab sich mit seinem Erlaubnisschein und einem Aufseher ins Kloster, wo man ihm hinter einem Gitter den Damenflor vorführte, ein Defilé von Engelmacherinnen und Kupplerinnen, die gute Mütter werden wollten. Der Heiratslustige besieht sich das wohlassortierte Lager, er betrachtet, er vergleicht, er überlegt, und wenn er seine Wahl getroffen, bezeichnet er der Aufseherin den Gegenstand seiner Sehnsucht.

„Sprechen Sie morgen wieder vor,“ sagt man ihm, „Sie können dann mit der Dame reden.“

Das zweite Stelldichein spielt sich im Heiratskiosk, im grünen Holzpavillon des Klosterhofes ab. Der Kiosk hat zwei Eingänge, einer führt ins Weiberdepot, der andere ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch diesen ein, während die lieblich errötende Braut durch die andere Pforte vorgeführt wird. Hier hält eine Aufseherin Wacht, dort steht ein Aufseher Posten. Die Aufsicht ist da, damit sich die Unterhaltung des Liebespaares nicht zu lebhaft gestaltet und den Liebenden auch für die Hochzeitsnacht selbst noch Gesprächsstoff übrig bleibt. Die Aufseherin klopft diskret an die Türe, wenn die Stimmen zu laut werden, und der Aufseher ist stets auf dem Sprung, im Namen der Moral einzuschreiten.

Das Duett beginnt stets mit einigen präjudiziellen Fragen, die Julie an Romeo richtet: „Hast du Hühner, hast du Schweinchen, hast du ein Moskitonetz?“

Ist die Antwort günstig, so beweist ein wohlwollender Blick dem Freier, daß sein Herz sich nicht getäuscht hat und daß er seine Schwesterseele fand. Man spricht dann über dies und das, macht Zukunftsprojekte, redet von der nächsten Rübenernte und ist bereits bei süßen Zärtlichkeiten angelangt, — da klopft die Aufseherin an die Tür, und der Aufseher räuspert sich vernehmlich.

Weitere Besuche folgen. Es kommt die Zeit der kleinen Geschenke, ein Paar Hosenträger mit eingesticktem Monogramm und als Gegengabe ein Liter Schnaps für die Herzliebste, der sich heimlich einschmuggeln ließ. Der kleine grüne Kiosk hört zarte Worte.

Die Eheschließungen werden meist serienweise vorgenommen. Man gründet Eheglück im summarischen Verfahren, en bloc. Der Maire von Bourail erzählte mir von einer Hochzeit von dreiundzwanzig Paaren. Sie alle waren im Saale der Mairie versammelt. Jeder wartete, die Daumen drehend, bis er aufgerufen wurde. Einige Damen hatten sich nicht gescheut, ihre Corsage mit den Blumen jungfräulicher Reine zu zieren, ein Schmuck, gegen den ihre auf dem Tisch aufgehäuften Straflisten und Kriminalakten zu protestieren schienen.

Nachdem sechsundvierzig „oui“ in allen Tonarten erklungen waren, zogen die Paare zur Kirche, denn es wäre nicht comme il faut gewesen, ohne kirchliche Einsegnung zu heiraten. Das Benehmen der Brautleute während der kirchlichen Zeremonie ist verschieden. Die Männer, sehr verlegen, wissen nicht recht, was sie beim ewigen Aufstehen, Niederknien und Hinsetzen mit ihren großen Sträflingshüten anfangen sollen, die sie in der Hand halten oder aufs Knie stülpen und beizeiten fallen lassen. Die Frauen dagegen zeigen zerknirschte Mienen, gefaltete Hände und murmelnde Lippen; ganz Andacht und Gebet.

Aus der Kirche geht's ins Wirtshaus. Denn um dem neckischen Cupido das Geschäft zu erleichtern, zahlt die Regierung eine Heiratsprämie von 150 Frank, und mit 23 mal 150 Frank läßt sich ein gutes Hochzeitsmahl bereiten. Es wurde also von unseren dreiundzwanzig Paaren gegessen und getrunken, gesungen und getanzt. Am frühen Morgen wanderte man dann paarweise heim, wie gerade der Zufall des letzten Walzers die Paare zusammengeführt hatte, und erst am nächsten Tage fanden sich nach einem oft recht schwierigen Changez les femmes die vom Priester geeinten Paare richtig zusammen. —

Augenblicklich ist das Konvent von Bourail und sein kleiner grüner Kiosk verlassen. Das Heiratsbureau hat seinen Sitz nach der Ile des Pins und später nach der Insel Brun verlegt. Dort harren ein paar Dutzend Frauen des irdischen Bräutigams. Es sind Prostituierte, Engelmacherinnen von selten äußerem Liebreiz und alte Gewohnheitsverbrecherinnen, die hier im Gefängnis sitzen und die Ehe lediglich als Notausgang ins Freie betrachten.

Die Männer andererseits spekulieren weniger auf die sittliche Stütze als auf die Heiratsprämie von 150 Frank und auf die Lebensmittel, die die administration pénitentiaire während der „Flitterwochen“ liefert.

Noch eine andere Erwägung läßt die Sträflinge häufig dem Cölibat entsagen. In einem Lande, in dem das Mißverhältnis der beiden Geschlechter so groß ist, in dem das weibliche Element nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung darstellt, gehört die Prostitution zu den einträglichsten Geschäften. Die Arbeit des Farmers kann durch Ueberschwemmungen, durch „sauterelles“ und andere Gottesgeißeln annulliert werden, der neukaledonische Handel kann jederzeit durch einen Streik in Neusüdwales für ein paar Wochen lahmgelegt werden, aber das Geschäft der Prostitution gedeiht und gerät durch keine force majeure ins Stocken.

Eine der wahrsten Bagnomaximen, die man aus dem Munde von Sträflingen hört, lautet: „Ein Weib ist die einträglichste Konzession.“

Mancher Sträfling hat außer seiner Gattin ein höheres und sicheres Einkommen gezogen, als aus seiner Hände Arbeit. Einer von ihnen stellte eines Tages seiner Ehegefährtin eine Empfehlung folgenden Inhalts aus:

„Ich Unterzeichneter, erkläre meine Frau autorisiert zu . . . (sagen wir lieben), wen immer sie will.“

„Auf diese Weise,“ sagt die Frau offenherzig zu ihren Geliebten, „für eine Stunde habt Ihr nichts zu fürchten.“

Man errät wohl, daß dieser „Paß“ eine Garantie gegen gewisse Erpressungsszenen sein sollte, die die Galanterie von Bourail seit einiger Zeit entmutigt hatten.

Der Ehemann, der seiner Gattin diesen eigenartigen „Gewerbeschein im Umherziehen“ ausgefertigt hatte, war Carré, der Barbier von Burail. Man hat ihn oft vor den Türen der Häuser Wache stehen sehen, in denen seine Frau ihre Besuchstournée machte. Wie man sich denken kann, hatte die Eifersucht nichts mit diesem Schildwachestehen zu tun. —

Trotz dieser Mißstände verweigert die administration pénitenciaire selten ihre Zustimmung zu den Sträflingsehen, sie gibt fast stets ihren Segen, wenn sich ein Herz zum Herzen findet. Von verschiedenen Heiratsformalitäten des code civil wird Umgang angenommen und man untersucht nur, ob die beiden Brautleute nicht bereits durch eine andere Ehe gebunden sind.

„Sind Sie Witwer?“ fragte der Gouverneur Feillet einen Konzessionsinhaber, der um die Hand eines dieser Fräulein von Bourail warb.

„Selbstverständlich,“ antwortete unser Mann mit einem pfiffigen Lächeln, „da ich doch hier bin wegen der Umstände, die den

Tod meiner Frau herbeigeführt haben." Seine zukünftige Lebensgefährtin war zugegen; sie lächelte ebenfalls. — — — — —

Wie solche Ehen verlaufen, kann man sich denken. Der „Néocaledonien" (eine neukaledonische Tageszeitung) erzählt zwei typische Fälle, die hier wiedergegeben seien:

„Einem Sträfling namens Pouillé wurde vor einiger Zeit, man wußte nicht genau warum, eine Konzession erteilt. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch erlaubt, eine junge hübsche Frau zu nehmen. Vierundzwanzig Stunden nach der Heirat wurde Pouillé um zwei Uhr nachmittags verhaftet, in dem Augenblick, wo er seiner jungen Ehehälfte ruhig den Kopf abschneiden wollte. Die Ankunft der Polizei verhinderte das Verbrechen. Pouillé kam mit einigen Tagen Gefängnis davon, weil der Mordversuch sich vor der Tür eines Beamten abgespielt hatte, aus der Madame Pouillé gerade herausgekommen war. Darum wurde diese häßliche Geschichte vertuscht und die Harmonie der jungen Ehe auf höheren Befehl wieder hergestellt. Aber diese Reparatur konnte nicht von langer Dauer sein. Vorgestern flüchtete Frau Pouillé gerade noch rechtzeitig, um nicht ermordet zu werden. Der Mann rächte sich, indem er sein eigenes Haus in Brand steckte. Seitdem ist er auf der Flucht. Um sich zu zerstreuen, steckt er die Wohnungen der Konzessionäre, mit denen er im schlechten Einverständnis lebte, in Brand.

Hier ist noch ein anderer, der seine Frau wirklich tötete: Es ist ein gewisser M. Belgassem, der wegen eines in Algier begangenen Gattenmordes zur Zwangsarbeit verurteilt worden war, ein Mann von athletischem Aussehen, mit finsterem Gesicht, dem man nicht in einem Walde begegnen möchte. Die administrative Pénitentiaire hat ihn in Bourail wieder verheiratet; in Algier war er eifersüchtig und tötete dort seine erste Frau; er war auch in Neukaledonien eifersüchtig und ermordete hier seine zweite."

(Mit besonderer Genehmigung des Pan-Verlages Rolf Heise, Berlin, dem ausgezeichneten Standardwerk des hervorragenden Kriminalisten Geh. Rat Dr. Robert Heindl entnommen.)

✦ Allerlei Wissen. 

1,2 Millionen Mark für ein Pferd. Der Hengst „Call-Boy", der in diesem Jahre das britische Derby gewann, ist, wie der Testamentsverwalter des verstorbenen Besitzers, Herrn Frank Curzon, mitteilt, für 60 000 Pfund (1,2 Millionen Mark) an Sir H. Mallaby-Deeley verkauft worden. Ursprünglich war beabsichtigt, alle Rennpferde des verstorbenen Mr. Frank Curzon auf einer Auktion zu New-Market im Oktober d. J. zu verkaufen, und da eine Gefahr bestand, daß „Call-Boy" ins Ausland ging, so kaufte Sir Mallaby-Deeley das Pferd. Sir Mallaby ist übrigens ein Bruder des Mister Frank Curzon.

Kanalfahrt im Kanu. Der Franzose Monsieur Marique hat im 26. Juli d. J. den Aermelkanal in einem nur 3 Meter langen Kanu überfahren. Er verließ Kap Grisnez, Frankreich, um 11 Uhr morgens bei ziemlich ruhiger See. Die Fahrt war fast ohne Zwischenfall, aber kurz vor Dover geriet er in das Kielwasser eines großen Dampfers, wodurch sein Kanu umschlug. Schwimmend gelang es Madrique, sein kleines Fahrzeug aufzurichten und wieder flott zu machen. Um 4 Uhr nachmittags kam er in Dover, England an. Er trug nur einen Badeanzug und hatte unter der feuchten Witterung sichtlich gelitten. Uebrigens hat schon im Mai 1925 der kanadische Leutnant Smith im Kanu eine Fahrt von London die Themse herab über den Kanal nach Frankreich, die Seine hinauf durch den Kanal zur Rhone, zum Mittelmeer und bis nach Rom gemacht. Etwas später fuhr derselbe auf eine Wette von 10 000 Lire in seinem Kanu über das Meer in 5 Tagen von Rom nach Neapel. Für einen Europäer sind derartige Meeresfahrten im kleinen Kanu sicherlich eine bedeutende Leistung. Bei Eingeborenen der Malaiischen Inseln und der Südsee ist das aber nichts Ungewöhnliches. Weitab vom Land auf hoher See reiten sie tollkühn über die Wogen des Ozeans in ihren kleinen Kanus.

Gnu-Herden im Transvaal. Durch die Dürre zur Verzweiflung getrieben sind große Herden von Gnus (eine ochsenähnliche Antilopen-Art) aus der Wildnis in bewohnte Gebiete von Swazi-Land in Transvaal eingebrochen. Man fürchtet durch Tse-Tse-Fliegen Uebertragung der bei den Gnus ausgebrochenen Rinderpest auf die Viehherden. Große Scharen von Gnus wurden von Jägertrupps umstellt und niedergeschossen. Die überlebenden, durchgebrochenen Tiere haben sich in das Zulu-Land geflüchtet. Hinter sich ließen sie große Gebiete völlig zerstampfer Felder.

Eine Wunderuhr. Im britischen Museum befindet sich eine wunderbar in drei Stockwerken aufgebaute Uhr des Meisters Isaac Habrecht, der 1589 diese in Straßburg erbaute. Eines der Zifferblätter hat einen Zeiger mit einer runden Scheibe am Ende, die die Sonne darstellt, der andere Zeiger trägt eine Scheibe als Darstellung des Mondes. Das Uhrwerk arbeitet so exakt, daß der Mond die Sonne genau zur Zeit der kürzlich stattgefundenen Sonnenfinsternis bedeckte.

Mittel gegen Insektenstiche. Insektenstiche bedeuten eine Injektion von Giftstoffen unter unsere Haut. Das Gift der Mosquitos, Stechmücken, ist säurehaltig, und zu einer Neutralisierung benutzt man am besten alkalische Mittel. Einfache Waschsoda ist stark alkalisch. Auch Ammoniaklösung kann zu gleichem Zweck benutzt werden. Aber Wespengift ist keine Säure, sondern alkalisch. Daher benutzt man dagegen am besten Essig. Bei einem Bienenstich bleibt der Stachel zumeist in der Wunde haften. Man benutze einen hohlen Schlüssel, um den Stachel herauszudrücken, und säubere dann die Stelle mit Benzin.

Nach Gebrauch von Essig gegen Wespenstiche sollte man die behandelten Stellen mit gutem Toilette-Creme bedecken.

Gegen Insektenstiche aller Art schützt man sich am besten durch Einreiben von Gesicht, Hals, Händen und Handgelenken mit einer Lösung von Lavendelöl, reinem Alkohol und Ricinusöl zu gleichen Teilen gemischt. Zitronella-Oel, auf Hände und Hals gerieben, schützt ebenfalls. Am besten geschieht die Einreibung nach dem Morgenbad. Sehr gut ist auch eine Lösung von 30 Gewichtsteilen Orangen-Essenzöl, 30 Teilen Kampherspirius und 15 Teilen Zedernöl. Der Geruch ist Menschen angenehm, vertreibt aber alle Insekten.

Eine einsame Insel. Alljährlich nur einmal läuft ein englisches Schiff die 30 Grad westlich von Kapstadt auf dem 30. Breitengrade und daher außerhalb aller Verkehrslinien liegende Insel Tristan a Cunha an. Und trotzdem wohnen auch auf dieser Insel Europäer, fernab von Verkehr und Weltgeschehen. Aber sie wissen wenig von den Kulturfortschritten der letzten Jahrzehnte, und auch die Wellen des Weltkrieges schlugen nicht an das stille Gestade des einsamen Eilandes. Wenn sich nun auch die Bewohner von Tristan a Cunha in ihrer Art ganz glücklich fühlen mögen, da sie den harten Kampf ums Dasein, das Jagen nach Geld und Besitz nicht kennen, so bereitet ihnen der alljährliche Besuch des Regierungsschiffes doch große Freude, und sie sehen ihm mit viel Erwartungen entgegen. Als im vergangenen Monat „Acturias" das Eiland anlief, glaubte der Kapitän den Inselbewohnern eine besondere Freude durch Ueberlassung eines Radioapparates mit kompletter Ausrüstung zu machen. Doch er erweckte damit nur geringen Eindruck. Die Leute sagten, ein Grammophon hätten sie schon. Dagegen zeigten sie großes Verlangen nach Seife, wollenen Decken und — nach Eis! Speiseeis natürlich!

Nachdem man zur gegenseitigen Zufriedenheit Gebrauchsgegenstände gegen Erzeugnisse der Insel austauschte, fuhr der Dampfer wieder davon. Und ein Jahr lang träumte die kleine Insel mit ihren Bewohnern wieder ihren weltvergessenen Dornröschenschlaf. Auch das gibt's noch im Zeitalter der Flugzeuge.

✦ Fröhliche Ecke. 

Immer ökonomisch.

In einem Theater der ländlichen Sommerfrische wird ein rührseliges Trauerspiel gegeben. Nach dem zweiten Akt weint alles. Einer Dame scheint das Stück besonders ergreifend, denn sie weint herzzerbrechend, und ihr Taschentuch ist ganz von Tränen durchnäßt. Eine neben ihr sitzende Freundin bietet ihr ein sauberes Tuch an. Sie aber lehnt es mit tränenerstickter Stimme ab:

„Danke, Else, der dritte Akt wird auch noch reingehen."

Ein Musterweib.

Man unterhält sich über Frau Knüll.

„Geistvoll ist nicht der richtige Ausdruck für sie," sagte Knut.

„Praktisch ist sie nicht im mindesten," ergänzte ihr Gatte Franz.

„Von Schönheit kann gar keine Rede bei ihr sein," meckerte Emil.

„Oh! Sie hat aber doch so schöne Zähne!" ließ sich Otto ritterlich hören.

„Na ja," sagte der Zahnarzt, „die hat sie ja auch von mir geliefert bekommen."

Das schlaue Söhnchen — der noch schlauere Papa!

„Jedesmal, wenn du deinen Lebertran genommen hast, schenke ich dir einen Sechser," sagte Papa zu Harry. Und Harry nahm voll Begeisterung seinen Lebertran. Lange Zeit danach wurde die gefüllte Sparbüchse zerbrochen. Zehn Mark und 20 Pfennig befanden sich darin.

„Und was kaufst du mir dafür?" fragte strahlend Harry.

„Lebertran," antwortete der Papa.

Reinlichkeit.

„Ich soll einen Kragen für meinen Vater holen."

„So einen, wie ich trage?"

„Nein, einen reinen."

Die einzige Anerkennung.

„Meine Schwiegermutter treibt mich zur Verzweiflung. Sie hat noch nie etwas von dem gut geheißen, was ich getan habe. Nur mit einer Sache war sie einverstanden."

„Und was ist das?"

„Daß ich ihre Tochter geheiratet habe."

Die neue Sachlichkeit.

Meine Schwester sucht ein möbliertes Zimmer. In einem Haus nahe dem Anhalter Bahnhof in Berlin hat sie mit einer Wirtin folgenden Dialog:

„Haben Sie einen Freund?"

„Nein!"

„Na, dann hat's gar keinen Zweck, daß Sie sich das Zimmer ansehen. Für Sie allein ist es ja doch zu teuer!"

Und knallte die Tür zu.

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznań.